

„Im Knast bin ich ein anderer Mensch wie draußen.“

Die biografische Verarbeitung von Institutionserfahrungen

Zusammenfassung: Im Mittelpunkt des Beitrags steht die Wechselbeziehung zwischen einer eingriffsstarken sozialen Organisation, dem Gefängnis, und den biografischen Konflikterfahrungen von Menschen, die einen Freiheitsentzug erleben. Am Beispiel des Jugendstrafvollzugs für männliche Jugendliche und Erwachsene wird untersucht, wie die Ausnahmeerfahrung einer geschlossenen Unterbringung im Licht biografischer Erfahrungen verarbeitet wird. Dies wird auf der Grundlage von qualitativen Längsschnittstudien konkretisiert und anhand einer kurzen biografischen Fallvignette ausgeführt. Im Längsschnitt über mehrere Jahre zeigt sich, wie fein die Erfahrung von Geschlossenheit und lebensgeschichtlichen Konflikterfahrungen ineinander greifen, was die Spannung zwischen der tief greifenden Wirkung von Maßnahmen sozialer Kontrolle und dem biografischen Eigensinn des Subjekts verdeutlicht.

Das Gefängnis ist eine „totale Institution“ (Goffman 1973). Hier werden Menschen gezwungen, sich den rigiden Regeln einer autoritären sozialen Organisation zu unterwerfen, den Verlust eigener Handlungsspielräume zu verkraften, auf einen intimen Rückzugsraum zu verzichten und die Trennung von bedeutsamen Bezugspersonen zu überstehen. Die mit dieser existenziellen Autonomiekrisis verbundenen „Schmerzen des Freiheitsentzugs“ (Sykes 1958) mobilisieren die Abwehr des Subjekts und schlagen sich in kollektiven, gewaltförmigen Verteidigungshaltungen gegenüber der Institution, aber auch gegenüber anderen Insassen nieder. Solche Erkenntnisse klassischer Studien zu geschlossenen Institutionen haben auch gegenwärtig nicht an Gültigkeit verloren (vgl. den Überblick bei Liebling/Maruna 2005). Sie bestätigen sich in unserer eigenen Forschung zu den Gefängniserfahrungen männlicher Jugendlicher und Heranwachsender im Jugendstrafvollzug (Bereswill 1999; 2001; 2004; 2007a; Bereswill/Koesling/Neuber 2008). So unterstreicht auch die folgende Aussage eines jungen Mannes, der 2001 in einem offenen Interview mit einer Forscherin des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) über seine wiederholten Erfahrungen mit dem Freiheitsentzug spricht, den großen Einfluss, den die geschlossene Institution auf das Handeln ihrer Mitglieder hat: „Ich will mal sagen, im Knast bin ich ein anderer Mensch wie draußen.“

Der Satz klingt wie eine Illustration der These Erving Goffmans, dass die soziale Identität von Menschen sich in geschlossenen Institutionen zu wandeln beginnt, indem sie die Rolle von Insassen annehmen: Der Sprecher erlebt sich „drin-

nen“ – „im Knast“ – anders als „draußen“ und bringt auf den Punkt, welchen starken Einfluss eine soziale Organisation wie das Gefängnis auf sein Selbsterleben und seine Handlungsorientierungen hat. Lesen wir die Aussage im Kontext der interaktionstheoretischen Überlegungen von Goffman, sind das Selbsterleben und das soziale Handeln eines Menschen Ausdruck von kontextspezifischen Interaktionsprozessen, wie sie sich zwischen den Mitgliedern der geschlossenen Institution abspielen. In solchen Interaktionsprozessen werden soziale Bedeutungen ausgehandelt sowie gegenseitige Erwartungsunterstellungen abgeglichen – ein Prozess, in dessen Verlauf das einzelne Individuum sich seiner sozialen Identität vergewissert und diese ins Verhältnis zu den kontextspezifischen Erwartungen anderer setzt. Aus dieser Perspektive dokumentiert die zitierte Interviewsequenz die Erfahrung einer Veränderung im Übergang zwischen verschiedenen sozialen Räumen („drinnen“ und „draußen“).

Die interaktionstheoretische Sicht auf die Entstehung, Stabilisierung und Veränderung sozialer Identitäten lenkt unseren Blick auf die Wechselbeziehung zwischen institutionellen Vorgaben, individuellen Handlungsspielräumen und intersubjektiven Aushandlungsprozessen, beispielsweise zwischen Insassen und Personal oder zwischen Insassen. Es handelt sich um eine soziologische Perspektive, die die Mikroprozesse sozialen Handelns in konkreten Kontexten in den Blick nimmt. Das Gefängnis formt somit das Handeln seiner Mitglieder, sie formen und verfestigen aber auch die Regeln dieser Institution, indem sie sie interaktiv ausgestalten (Goffman 1994).

Diese mikrosoziologische Sicht auf das Verhältnis von Struktur und Handeln ist hilfreich, um die soziale Ordnung einer Institution aus einer Akteursperspektive zu verstehen. Zugleich wird die Bedeutung biografischer Erfahrungen für das soziale Handeln von Menschen im interaktionstheoretischen Zugang unterschätzt. Anders gesagt, bleibt die Bedeutung vergangener Erfahrungen für die Verarbeitung aktueller Erfahrungen und die damit verbundene Temporalität sozialen Handelns ausgeblendet; Eigensinn und Widersprüchlichkeit biografischer Subjektivität treten hinter die Kontextabhängigkeit sozialen Handelns und die situative Rollenformigkeit sozialer Identität zurück. Um der Wirkung einer geschlossenen Unterbringung aus der Perspektive von Insassen auf die Spur zu kommen, ist aber gerade die Verarbeitung dieser spezifischen Erfahrung des Autonomieverlusts durch das Subjekt entscheidend. Mit diesem Einwand wird die intersubjektive Perspektive des interaktionstheoretischen Blicks auf soziales Handeln in Institutionen überschritten und der Blick auf die intrasubjektive Dimension sozialer Erfahrungen gelenkt. Die subjektiven Verarbeitungsmuster eines Freiheitsentzugs stehen dabei im Zusammenhang lebensgeschichtlicher Konflikterfahrungen, die in den schematischen Rollenerwartungen der geschlossenen Institution nicht aufgehen, durch deren Einfluss aber auch nicht ausgelöscht oder komplett umgeschrieben werden.

Greifen wir die Aussage des jungen Mannes, er sei „im Knast“ ein Anderer als „draußen“ aus dieser biografischen Perspektive wieder auf, bezieht seine Feststellung sich auf aktuelle Erfahrungen mit Inhaftierung, Entlassung und erneuter Inhaftierung. Seinen Sinn bezieht der beschriebene Kontrast im Selbsterleben aber im Kontext von lebensgeschichtlich generierten Verarbeitungspotenzialen im Umgang mit der für Haftentlassene sehr typischen Erfahrung des starken Bruchs zwischen „drinnen“ und „draußen“.

Aus einer subjektbezogenen, biografischen Forschungsperspektive auf die Erfahrung einer geschlossenen Unterbringung ist zu fragen: Wie greifen Inhaftierte die Erfahrung von Geschlossenheit auf? In welche lebensgeschichtlichen Prozesse intervenieren die Maßnahmen des Jugendstrafvollzugs? Wie gestalten Menschen ihr Leben nach einem solchen institutionellen Eingriff und an welche biografischen Erfahrungen knüpfen sie dabei an?

Solchen Fragen sind wir in unseren von 1998 bis 2007 durchgeführten qualitativen Längsschnittstudien zu den Gefängniserfahrungen ost- und westdeutscher junger Männer nachgegangen. Im Mittelpunkt der Forschung stand die langfristige Wirkung eines Freiheitsentzugs auf das weitere Leben junger Männer. Hierfür haben wir mit 43 Inhaftierten über ihre Haft und über ihre Lebensgeschichten gesprochen; mit 30 von ihnen konnten wir auch nach ihrer Entlassung regelmäßig weiter sprechen (in 15 Fällen trafen wir unsere Untersuchungsteilnehmer über neun Jahre hinweg wieder; die Interviews wurden von der Autorin des Artikels und von Almut Koesling geführt). Die Stärke eines solchen Zugangs liegt darin, dass wir sowohl fallübergreifende Strukturmerkmale des Gefängnisses als auch einzelfallspezifische Aspekte des Freiheitsentzugs herausarbeiten und über mehrere Jahre vergleichend untersuchen können (Bereswill 2006).

Im vorliegenden Text wird ein Ausschnitt aus dieser Forschung aufgegriffen, um den Ertrag einer biografischen Untersuchungsperspektive zu verdeutlichen. Zunächst werden die Studien des KFN eingeführt, und der biografische Untersuchungsansatz wird im Hinblick auf die Besonderheiten einer Längsschnittstudie dargelegt. Anschließend werden unterschiedliche biografische Verarbeitungsmuster des Freiheitsentzugs skizziert und anhand einer kurzen Fallvignette vertieft. Im Ausblick des Textes wird der Frage nachgegangen, was Forschung und Praxis durch den Einsatz von biografischen Methoden gewinnen können.

Prozesse rekonstruieren und weiter verfolgen – Längsschnittforschung

Längsschnittstudien gewähren die seltene Chance, soziale Prozesse über einen längeren Zeitraum zu untersuchen. Der vorliegende Text schöpft aus der außerordentlichen Möglichkeit, dies aus einer qualitativen, interpretativ angelegten Untersu-

chungsperspektive verfolgen zu können. Er bezieht sich auf zwei aufeinander folgende Studien des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen. Die erste, mit dem Titel „Gefängnis und die Folgen“, befasste sich mit den Auswirkungen einer ersten Strafhaft auf die weitere Entwicklung männlicher Jugendlicher und Heranwachsender. Sie wurde von 1997–2004 von der VolkswagenStiftung unterstützt und umfasste neben der qualitativ-biografischen Studie auch einen quantitativen Untersuchungsteil, auf den im Folgenden nicht weiter eingegangen wird (zu den Publikationen des gesamten Projekts und den Folgeprojekten vgl. die Angaben auf der Homepage des KFN: <http://www.kfn.de> (25.1.2008)). Die zweite Studie mit dem Titel „Labile Übergänge“ wurde von der Stiftung Deutsche Jugendmarke finanziert und widmete sich den Integrationskonflikten und Potenzialen junger Männer mit Hafterfahrungen, indem ihre Integration in Ausbildung und Arbeit untersucht wurde (vgl. die Publikation der Ergebnisse bei Bereswill/Koesling/Neuber 2008).

Beide Untersuchungen umfassen ausführliche offene Leitfadeninterviews mit jungen Männern aus Ost- und Westdeutschland. Sie wurden zunächst, 1998 und 1999, im Jugendstrafvollzug interviewt und erzählten in einem ersten themenzentrierten Interview über ihre Alltagserfahrungen im Gefängnis, ein bis zwei Wochen später in einem zweiten Leitfadeninterview über ihre Lebensgeschichten vor der Inhaftierung im Jugendstrafvollzug und ein halbes Jahr nach ihrer Entlassung über ihre Situation nach der Inhaftierung. Diese themenzentrierten Längsschnittinterviews wurden dann im Abstand von einem Jahr weiter fortgesetzt. (Zur methodischen Anlage der Studie vgl. die ausführlichen Erläuterungen bei Bereswill 1999).

Die qualitativen Daten umfassen eine komplexe zeitliche Struktur: Sie erlauben uns, biografische Entwicklungen zu rekonstruieren, wobei diese Rekonstruktion nicht auf wahre Geschichten, sondern vielmehr auf die Selbstinterpretationen unserer Gesprächspartner zielt. Anders gesagt, konstruieren diese ihre Lebensgeschichten im interaktiven Prozess des Interviews. Ihre Erzählungen sind zum einen das Resultat einer konkreten, kontextabhängigen Forschungsinteraktion, auf deren Setting der Erzähler sich ein- und seine Selbstdarstellung abstimmt. Unter Bezug auf einen psychodynamisch angelegten Subjektbegriff sind diese Erzählungen zugleich aber der Ausdruck von lebensgeschichtlichen Erfahrungskonstellationen, die in den Interaktionsmustern und den Geschichten des Erzählers nachwirken und sich nicht beliebig uminterpretieren lassen. Dies zeigt sich über die Jahre des Längsschnitts, wenn Interaktionsmuster sich wiederholen, aber auch verändern und unabgeholte Konflikte und Wünsche sich immer wieder Bahn brechen. Mit dem Längsschnitt kommt eine weitere Zeitperspektive ins Spiel – die der nahen Vergangenheit zwischen zwei Interviewterminen, verbunden mit geteilten Erinnerungen an vergangene Forschungsbegegnungen.

Die unterschiedlichen Dimensionen lebensgeschichtlicher Temporalität, die eine Längsschnittuntersuchung charakterisieren, verweisen auf grundsätzliche Herausforderungen biografischer Forschung: In welchem Verhältnis stehen Erfahrung, Erinnerung und Erzählung zueinander? Diese grundsätzliche Frage nach der Struktur und den Sinnebenen biografischer Daten lässt sich theoretisch unterschiedlich beantworten. Die Interviews unserer Studien wurden unter Bezug auf eine psychodynamische Version biografischer Subjektivität ausgewertet, womit die Aufmerksamkeit sich auf das Wechselspiel von bewussten und unbewussten lebensgeschichtlichen Konflikten und ihrer ungleichzeitigen Struktur konzentriert (Lorenzer 1988; Leithäuser/Volmerg 1988; Bereswill 2007b). Die biografische Aneignung sozialer Wirklichkeit ist demnach ein dynamischer, konflikthafter Prozess, in dessen Verlauf vergangene, gegenwärtige und zukünftige Zeitperspektiven immer neu zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Anders gesagt, konstituieren die vergangenen Erfahrungen eines Menschen nicht nur seinen gegenwärtigen und seinen zukünftigen Entwurf von sich selbst; ebenso können auch gegenwärtige Erfahrungen vergangene umformen (Becker-Schmidt 1994), wobei es sich nicht um bewusste Vorgänge handelt.

Wird dieser theoretische Gedanke auf die Erfahrung eines Gefängnisaufenthaltes übersetzt, zeigt sich die komplexe Verarbeitungsleistung des Subjekts: Die Erfahrung des Autonomieverlusts trifft auf vergangene Erfahrungen mit Autonomie, Abhängigkeit und Bindung, die das Subjekt in seiner Handlungs- und Konfliktfähigkeit konstituieren. Zugleich werden diese vergangenen Erfahrungen aktualisiert und unterliegen einer erneuten Bearbeitung durch das Subjekt. Wie bereits angedeutet, wird Subjektivität aus dieser Perspektive als das Resultat einer doppelten und ineinander verschränkten Bewegung gedacht: Sie basiert auf Intersubjektivität, auf den kognitiven und affektiven Austauschbeziehungen zwischen Menschen. Zugleich ist Subjektivität der Ausdruck von Intrasubjektivität, einer eigensinnigen Dynamik im Subjekt. Die Vergesellschaftung von Menschen, verbunden mit der subjektiven Aneignung institutioneller Handlungshorizonte, ist demnach ein dynamischer Prozess, in dessen Verlauf bewusste und unbewusste Konflikte des Subjekts und widersprüchliche gesellschaftliche Erwartungshorizonte sich aneinander brechen (Adorno 1955; Erdheim/Nadig 1991; Bereswill/Ehlert 1996). Biografische Handlungsmuster werden als Konfliktmuster untersucht, deren Tiefenstruktur nicht offen vor uns liegt, aber mit Hilfe hermeneutischer Verfahren rekonstruiert werden kann.

Aus einer Lebenslaufperspektive betrachtet sind Biografien subjektiv gestaltete Chancenstrukturen. Die konkreten Chancen, die Menschen gesellschaftlich eingeräumt werden, begrenzen und öffnen ihre inneren Spielräume der Transformation, aber auch Reproduktion lebensgeschichtlicher Konflikte. Dies gilt besonders für die Adoleszenz, in der psychodynamische Entwicklungsprozesse und gesellschaftliche Integrationsanforderungen aufeinander treffen. Dies gilt verschärft für

die Gruppe junger Männer, deren biografische Entwicklung wir in unseren Studien verfolgen können: Ihre Biografien im Werden sind durch zahlreiche psychosoziale Belastungen gekennzeichnet. Betrachten wir gesellschaftliche Integrationsanforderungen und die Integrationskonflikte junger Inhaftierter, sehen wir eine sozial besonders verwundbare und von langfristiger Ausgrenzung bedrohte Gruppe junger Männer (dies gilt auch für junge Frauen, die durch Straffälligkeit auffallen, über die wir aber gegenwärtig wesentlich weniger wissen). Die Autonomie- und Adoleszenzkonflikte dieser Heranwachsenden, die zugleich als Männlichkeitskonflikte verstanden werden müssen, werden in der geschlossenen Institution Jugendstrafvollzug weiter zugespitzt, nicht aber gelöst (was eine geschlossene Institution grundsätzlich nicht leisten kann). Diese Dynamik wird im nächsten Abschnitt empirisch weiter ausgelotet.

Geschlossenheit im Kontext biografischer Diskontinuität

Betrachten wir die Interviewerzählungen über das Gefängnis, wird deutlich: Der institutionelle Eingriff in die eigene Handlungsökonomie ist schmerzhaft und bedrohlich. Er wird von fast allen Gefangenen als demütigend erlebt. Aus der Sicht vieler Heranwachsender sind die Regeln des Strafvollzugs eine autoritäre Provokation. Sie fühlen sich ungerecht behandelt und sind empört über alltägliche Bevormundungen, denen sie nicht ausweichen können. Gleichzeitig zeigen unsere qualitativen Längsschnittinterviews, dass die Gefängnisbilder unserer Untersuchungsteilnehmer nicht nur negativ sind – dies ändert sich auch nach ihrer Entlassung nicht. Natürlich betonen alle die schmerzhaften Einschränkungen, mit denen sie sich arrangieren müssen. Trotzdem schildern sie positive Lernprozesse, verbunden mit einem Zuwachs an Handlungsmöglichkeiten und mit der Hoffnung auf gesellschaftliche Integration. Für viele Inhaftierte ist das Gefängnis ein zwiespältiger Ort, was im folgenden Resümee eines Entlassenen deutlich wird. Er sagt: „Das Gefängnis ist ein Loch, aber es war das Beste, was mir passieren konnte.“

In der geschlossenen Institution wird Zwang ausgeübt – nicht zuletzt auch zwischen Gefangenen. Darauf spielt der Erzähler mit dem Bild vom „Loch“ an. Gleichzeitig öffnen sich Entwicklungsfreiräume, die ein verändertes und besseres Leben versprechen: aus dem Drogenkonsum aussteigen, Schule oder Ausbildung abschließen und die Möglichkeit, auf das eigene Leben zu reflektieren – dies sind zentrale Motive, die in den Interviews während der Inhaftierung immer wieder zur Sprache kommen, auch nach Rückfällen.

Eine Inhaftierung wird von Inhaftierten als „letzte Chance“ gesehen, als Beginn eines „zweiten Lebens“ oder als Möglichkeit, „das eigene Leben in die Hand zu nehmen“ (so lauten typische Aussagen aus verschiedenen Interviews). Viele Heranwachsende begreifen das Gefängnis als ein Entwicklungsversprechen – trotz

ihrer Angst, Kritik oder Wut. Die rigiden Strukturvorgaben der Institution geben Orientierung und Halt. Sie wecken Wünsche nach mehr eigener Struktur: Die Heranwachsenden werden an die Hand genommen und haben gerade deshalb das Gefühl, ihr Leben nun auch selbst in die Hand nehmen zu können. Die Erfahrung, im Gefängnis festgehalten zu werden, schmerzt. Gleichzeitig ruft sie intensive Hoffnungen auf Veränderungen und Halt hervor.

Für viele junge Männer schlägt diese Hoffnung nach ihrer Entlassung in Enttäuschung um. Ihre neu gewonnene Struktur ist fragil und bricht schließlich in sich zusammen. Der Zugewinn an Handlungsfähigkeit bleibt auf den geschlossenen Rahmen beschränkt. Die Erfahrung von mehr Handlungsfähigkeit unter sozialer Kontrolle lässt sich nicht unmittelbar auf offene Situationen übertragen. Ohne die strenge Hand der kontrollierenden, aber auch versorgenden Institution fällt es schwer, das Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Das folgende Zitat gibt Einblick in diesen Konflikt: „Ich fand’s drinne besser. (...) Weil, ich hatte weniger zu tun, ich musste nich’ andauernd zum Arbeitsamt, ich bin arbeiten gegangen, hab’ mein Geld gekriegt (...), irgendwie war’s drinne leichter“. In diesem Fall schlägt die im Gefängnis umkämpfte und ersehnte Autonomie nach der Entlassung in hilflose Abhängigkeit um. Der junge Mann kehrt in seine gewohnten Zusammenhänge zurück, ist bald wieder in Devianzkonflikte verwickelt und wird schließlich (mehrfach) erneut inhaftiert.

Auch in anderen Fällen zeigt sich die Entlassung aus dem Gefängnis als eine Schwelle, deren Überquerung scheitert. Der individuelle Anpassungskonflikt wird durch die soziale Marginalisierung der meisten jungen Männer zugespitzt: Wie sollen sie das gesellschaftlich immer noch dominante Ideal des Erwerbsarbeiters erreichen? Auf welche alternativen Männlichkeitsideale können sie sich beziehen? Wie lassen sich Wünsche nach mehr Selbstständigkeit modifizieren, statt sie einfach nur aufzugeben? Solche Fragen und Unsicherheiten, die nach einer Entlassung auf den Einzelnen einströmen, müssen nun in einem offenen Rahmen bearbeitet werden. Dieser Rahmen ist in vielen Fällen organisatorisch abgesteckt und gut vorbereitet – die Erfahrung des inneren Strukturverlusts wird aber nur in wenigen Fällen angemessen aufgefangen (vgl. Bereswill/Koesling/Neuber 2008). Dies illustriert die eingangs bereits zitierte Beschreibung von jemandem, der auf seine Entlassungserfahrungen zurückblickt und sagt: „Drinne bin ich ein anderer Mensch als draußen.“

In solchen Fällen wird die Entlassung als ein totaler Bruch erlebt. Der Übergang zwischen verschiedenen Erfahrungsräumen ist eine Überforderung. In vielen Fällen interveniert ein Freiheitsentzug in Lebensgeschichten voller Diskontinuität. Die Strategien und Maßnahmen des Jugendstrafvollzugs treffen auf biografische Handlungsmuster, die durch Abhängigkeit, Bindungslosigkeit und eine hohe Eingriffsintensität von Institutionen geprägt sind. Es sind Erfahrungen mit wechselnden Bezugspersonen, wechselnden Institutionen sowie mit instabilen Beziehungs-

und Erziehungsmodalitäten. Sie spiegeln sich in Handlungsorientierungen, die zwischen dem Streben nach vollkommener Unabhängigkeit und passiver Abhängigkeit von vorgegebenen Strukturen hin- und herdriften. Diese Autonomiekonflikte sind häufig von Sucht- und Gewaltkonflikten begleitet.

In solche biografischen Muster greift die geschlossene Institution ein und verspricht Struktur, Beständigkeit und Bindung. Es ist eine intensive Hoffnung, die nicht in Erfüllung geht. Die Erfahrung, an den eigenen Wünschen nach Autonomie und Bindung zu scheitern, wird so nicht das erste Mal gemacht, auch wenn die Erfahrung von radikaler Geschlossenheit für viele Heranwachsende neu ist.

Unsere biografischen Längsschnittinterviews mit Inhaftierten zeigen, wie fein die institutionelle Erfahrung von Geschlossenheit und lebensgeschichtliche Erfahrungskonstellationen ineinander greifen. Dabei zeichnen sich unterschiedliche Verarbeitungsmuster ab. Nur wenige Inhaftierte begreifen den Freiheitsentzug als einen inneren Wendepunkt. Sie sprechen über ihre persönliche Veränderung, auch in Beziehung zu signifikanten Bezugspersonen, vor allem außerhalb der Institution. Entscheidend ist dabei, dass es sich um Beziehungskontinuitäten handelt, die Beziehungsqualitäten sich aber verändern – nicht zuletzt durch die gemeinsame Auseinandersetzung mit der durch die Delinquenz des Inhaftierten ausgelösten Situation.

Im Kontrast zu diesem selbstreflexiven und bindungsorientierten Muster einer Autonomie in Beziehung zeigt sich sehr viel häufiger, dass der Freiheitsentzugs als eine Kontinuität der bereits erwähnten biografischen Diskontinuität erlebt wird: Für viele unserer Gesprächspartner ist der Gefängnisaufenthalt die Fortsetzung institutioneller Wechsel und biografischer Brüche. Wenn der bereits mehrfach zitierte junge Mann nach seiner erneuten Inhaftierung sagt: „Hätten sie mich früher in den Knast gesteckt, wäre ich heute schon ein Stück weiter“, stimmt er in einen gesellschaftlich wohl bekannten Kanon ein – in den Ruf nach mehr Härte, nach dem kurzen scharfen Schock, verbunden mit einem punitiven Modell von Erziehung. Im Kontext der Lebensgeschichte des Erzählers erweist sich sein Vorwurf gegenüber einem zu laschen Justizsystem aber als Ausdruck einer tiefen Enttäuschung über das eigene Scheitern an brüchigen Bindungen in häufig wechselnden institutionellen Kontexten. Wir haben diesen jungen Mann in unserer Studie Clemens Dettmer genannt. Seine Interviewerzählungen stehen exemplarisch für einen biografischen Grundkonflikt, den viele unserer Untersuchungsteilnehmer teilen. Seine Biografie ist voller Brüche und Wechselfälle, begleitet von intensiven Erfahrungen in verschiedenen Institutionen. Wie das Gefängnis in eine solche Konstellation hineinwirkt, wird nun anhand einer kurzen Fallvignette zu den Erzählungen von Clemens Dettmer betrachtet.

Begrenzte Autonomie und unabgeholte Abhängigkeit

Wie erlebt Clemens Dettmer den Freiheitsentzug? Wie verarbeitet er diese Intervention im Kontext seiner biografischen Konfliktverläufe? Schon im ersten Interview, 1999, betrachtet er das Gefängnis als eine Institution, die ihn zwingt, sich zu verändern. Dieser existenzielle Einschnitt in seine Biografie hängt eng mit seiner Abstinenz von Drogen zusammen. Er spricht im Gefängnis über das Gefängnis und sagt: „Im Kopf bin ich klarer geworden. Ich mach meine Schule hier alles Ein- und Aus, das ist überhaupt kein Thema. Und ich brauch keine Drogen. Deswegen ist [es] auch so ein Pluspunkt, dass ich in den Knast gekommen bin, denke ich mal. Draußen ich hätte Drogen genommen, wahrscheinlich immer noch mit Sicherheit, ich wär nicht davon losgekommen, ist klar.“

Das Gefängnis hat Clemens ernüchert und ermöglicht ihm Erfahrungen mit seiner Leistungsfähigkeit. Bemerkenswert ist seine absolute Haltung. Das Gefängnis ist der einzige Ort, an dem er nüchtern werden kann. Dabei liegt es aus seiner Sicht zukünftig nur an ihm, ob sein Streben nach einer radikalen Veränderung erfolgreich sein wird. Er sagt: „Ich werd mein eigenes Ding durchziehen“. Mehrfach betont er, dass er nach der Haft auf niemanden angewiesen sein möchte, wobei vor allem Vertreter der Jugendhilfe gemeint sind. Seine Haftentlassung antizipiert er als einen Schritt in die absolute Unabhängigkeit. Die einzige Bezugsperson, die er nach seiner Entlassung in Anspruch nehmen möchte, ist seine Mutter. Bei ihr will er vorübergehend wohnen, bis er eine eigene Wohnung findet.

Wie geht es nun nach der Entlassung tatsächlich weiter? Im ersten Längsschnittinterview, zwei Jahre später, schildert Clemens Dettmer schon seinen Entlassungstag als direkte Rückkehr in alte Gewohnheiten. Er betrinkt sich zuerst im Kreis der mütterlichen Familie, um anschließend mit einem alten Kumpel Kokain zu konsumieren. Schließlich kommt es zu Gewaltkonflikten und einer erneuten Inhaftierung vier Monate nach seiner Entlassung.

Seinen Rückfall begründet er im ersten Längsschnittinterview (2001) mit einer unüberbrückbaren Diskrepanz zwischen seinem Verhalten und dem der anderen und sagt: „Ich für meinen Teil hatte mich verändert, aber die Leute draußen haben sich nicht verändert.“ Hier zeigt sich die Kehrseite seines absoluten Autonomieideals. Es ist seine umfassende Abhängigkeit von anderen. Dieser Bruch in seinem Selbsterleben ist zugleich Ausdruck einer Kontinuität. Sein Handeln richtet sich vollkommen nach äußeren Anforderungen und ist den wechselnden Kontexten angepasst.

Das Handlungsmuster der Anpassung verweist auf einen biografischen Entwicklungsprozess, bei dem ein hohes Maß an diskontinuierlichen Beziehungen und Aufenthaltsorten sowie wechselnde Beziehungsmodalitäten einander verstärken. In seinem biografischen Rückblick übernimmt Clemens Dettmer die Sicht seiner Mutter und sieht sich mit ihr gemeinsam als Opfer des Jugendamtes, das ihn

sehr früh in einer Pflegefamilie untergebracht hat. Die Tatsache, dass er von der Pflegemutter misshandelt wurde, verstärkt sein Opferbündnis mit der leiblichen Mutter. Seinen Umzug aus der Pflegefamilie ins Heim – als er 13 Jahre alt ist – schildert er aber nicht nur als eine Befreiung aus Gewalt. Vielmehr betont er rückblickend seine Irritation über den veränderten Umgang mit, wie er es selbst sagt, „Grenzen“. „Ja, dass es da nicht unbedingt irgendwelche Grenzen gibt, ne, kann machen was man will. Selbst wenn man Mist baut, die Leute holen einen da wieder raus.“

Clemens erweist sich hier als Experte des pädagogischen Diskurses zu abweichendem Verhalten. Es gibt kaum einen Begriff, der hier mehr strapaziert wird als der der „Grenzen der Erziehung“. Seine Irritation geht in dieser Diskursfähigkeit aber nicht auf. Es ist die Irritation über den verständnisvollen Umgang von Pädagoginnen und Pädagogen mit dem eigenen abweichenden Verhalten, das in der Pflegefamilie hart sanktioniert wurde. Sein Erstaunen schlägt zwei Jahre später, im ersten Längsschnittinterview, in einen offenen Vorwurf gegenüber der Jugendhilfe um, wenn er meint: „Ich denke, wenn man mich vorher schon zur Abschreckung in den Knast gesteckt hätte, wär es, glaube ich, gar nicht so weit gekommen. Dann hätte ich vorher schon ein bisschen mehr Zeit zum Nachdenken gehabt so. Wäre ich heute schon ein Stückchen weiter.“

Im Längsschnitt und unter dem Eindruck seines Rückfalls verstetigt sich Clemens Dettmers Empfinden, dass die geschlossene Institution einen tief greifenden Einfluss auf ihn nimmt. Mit seinem Vorwurf an die Instanzen sozialer Kontrolle, sie hätten schon früher zu diesem Mittel greifen sollen, delegiert er sein Scheitern an Professionelle. Sie haben versagt und seine Entwicklung aufgehalten, weil sie ihn zu spät eingesperrt haben. Der vorwurfsvolle Wunsch nach früherer Härte und Abschreckung verweist eindrucksvoll auf seine Erfahrung, sich in der geschlossenen Institution wesentlich handlungsfähiger zu fühlen als außerhalb.

Im Mittelpunkt dieses Handlungsmusters steht die Verarbeitung lebensgeschichtlicher Brüche, verbunden mit sehr gegenläufigen Bindungserfahrungen. Die psychodynamische Brisanz solcher Konflikte wird durch die Inhaftierung wieder aktualisiert und gleichzeitig verfestigt: Inhaftierung und Entlassung sind abrupte Wechselschritte zwischen „drinnen“ und „draußen“. Sie haben tatsächlich den Charakter von übergangslosen Brüchen, die im inneren Erleben des Subjekts überbrückt werden müssen – das gilt für alle Inhaftierten.

Im Fall von Clemens stiftet die rigide äußere Struktur der Institution ein Gefühl von innerer Strukturierung, das dem Moment der Entlassung nicht standhält. Er vollzieht den abrupten Umschwung zwischen „drinnen“ und „draußen“ nach, ohne auf einen inneren Übergangsraum oder intersubjektive Strukturierungsangebote zurückzugreifen. Die damit verbundene Belastung bewältigt er durch erneute Anpassung und Betäubung.

Hinter seinem Wunsch nach mehr Rigidität zeigt sich der nach einer strukturierenden und haltenden Umgebung, die ihm eine andere Entwicklung ermöglicht. Es ist der Wunsch nach kontinuierlichen Bindungen, aus denen Entwicklungschancen und Autonomiepotenziale erwachsen, die den wechselnden Anforderungen gesellschaftlicher Integration standhalten, statt immer wieder zusammenzubrechen.

Sein Wunsch nach tragenden Bindungen wird im zuletzt mit Clemens Dettmer geführten Interview aus dem Jahr 2006 weiter konkret. Der nun 27-Jährige lebt mit seiner jüngeren Freundin und ihren beiden Kindern zusammen. Er wird bald Vater und wünscht sich, wie er sagt, „ein ganz normales bürgerliches Leben“, in dem er die Familie ernährt und keine Drogen mehr konsumiert. Dieser Selbstentwurf als autonom und gebunden steht im Gegensatz zu seiner tatsächlichen Abhängigkeit von einer hohen Dosis Methadon und den Interventionen seiner Freundin. Den Heroinkonsum hat er eingestellt, weil seine Freundin ihm mit Abtreibung gedroht hat. Über seine Verbindung zu ihr sagt er: „Das verbindet, wenn man 'ne Person hat, die einem immer wieder vor Augen hält, wie man doch eigentlich wirklich denkt.“

In diesem Kernsatz verdichtet sich Clemens Dettmers biografische Erfahrung der andauernden Abhängigkeit von signifikanten Anderen und von wechselnden Instanzen der Hilfe und Kontrolle, deren Handlungserwartungen er zwar verbal aufgreifen, nicht aber in eine eigene, innere Struktur übersetzen kann. Diese Lesart droht aber den Fall in eine Interpretation einzufrieren, die nur die Reproduktion eines verfestigten Musters betont und Momente der Transformation übersieht. Sehen wir einerseits, dass Autonomie und Abhängigkeit im vorliegenden Fall auch langfristig eng beieinander liegen, verändern sich gleichwohl die Konstellationen der Bindung an Institutionen und Personen.

Ausblick

Welche Erkenntnisse gewinnen wir – über die Unverwechselbarkeit der einzelnen Biografie hinaus – aus einer Fallinterpretation? Was erfahren wir aus einer biografischen Untersuchungsperspektive über die Wechselbeziehung zwischen Institution und Handeln? Das spannungsvolle und komplexe Verhältnis von Institution und Handeln kann aus zwei entgegengesetzten Richtungen beschrieben werden. Nehmen wir Goffmans interaktionstheoretischen Ansatz wieder auf, ist vor dem Hintergrund unserer Forschungsergebnisse zu sagen: Der Einfluss der Institution auf das Individuum ist weniger stark als ihre in der Institution sichtbar werdenden kollektiven Handlungsmuster uns nahe legen. Wir können aber auch, in umgekehrter Perspektive, betonen: Im Licht biografischer Erfahrungen erweist sich die Wirkung eines Freiheitsentzugs auf das Handeln von Menschen als wesentlich tief greifender als sie sich mit einem rollentheoretischen Blick erfassen lässt.

Die Erfahrung von Geschlossenheit knüpft an lebensgeschichtlich vorstrukturierte Erfahrungen des Ausschlusses, der Bindung und an vorgängige Autonomiekonflikte an. Solche Konflikte werden im Kontext von Geschlossenheit reproduziert, sie können aber auch transformiert werden. Im ausgewählten Fallbeispiel sehen wir die Verdichtung eines Bindungs- und Abhängigkeitskonflikts, der – bei aller Unverwechselbarkeit des eigensinnigen Verarbeitungsmusters – auf die komplexe Wechselwirkung zwischen hoch diskontinuierlichen Biografien und der institutionellen Erfahrung von Geschlossenheit verweist. Erst im biografischen Längsschnitt erkennen wir, wie fein unabgeholte Bindungswünsche im Subjekt und institutionelle Strukturierungsmaßnahmen ineinander greifen.

Greifen wir den letzten Gedanken auf und abstrahieren vom konkreten Untersuchungskontext, ergibt sich ein generelles Plädoyer – für theoretische und methodische Konzepte, die es erlauben, die Vermittlungsmomente zwischen institutionellen Vorgaben und individuellen Aneignungsdynamiken aufzuschließen. Das Konzept der Biografie lässt sich in diese Richtung fruchtbar machen, weil es, wie Bettina Dausien (2004) und viele andere immer wieder betonen, „als Modus der Vergesellschaftung“ beschrieben werden kann. Biografien sind demnach Modi der individuellen Selbstkonstruktion, aber auch solche der Produktion und Reproduktion von Gesellschaft. Dieser Ansatz betont die Konstruktionsleistungen von Individuen und weniger die intrasubjektive Dimension biografischen Eigensinns. Dieser kommt über den Begriff der biografischen Verarbeitung in den Blick und lenkt die Aufmerksamkeit auf eine unauflösbare Spannung. Die Verarbeitung biografischer Konflikte verweist auf den unverwechselbaren Eigensinn des Subjekts und seine gleichzeitige Konstitution in gesellschaftlichen Verhältnissen. Das Verhältnis zwischen institutionellen Strukturen und biografischem Eigensinn lässt sich demnach nicht in eine Richtung auflösen. Für den hier untersuchten Kontext heißt das: Geschlossene Institutionen nehmen einen enormen Einfluss auf das Handeln ihrer Mitglieder, aber selbst dieses Setting der autoritären Macht über das Individuum unterliegt dessen eigensinnigen Aneignungsleistungen.

Die biografische Forschungsperspektive lässt sich nicht unmittelbar auf die praktische Arbeit mit biografischen Methoden, beispielsweise in der Beratungs- oder Bildungsarbeit, übersetzen. Forschung findet unter handlungsentlasteten Bedingungen statt, im Mittelpunkt des hermeneutischen Fallverstehens steht ein ergebnisoffener und lösungsferner Interpretationsprozess, im besten Fall in einer Gruppe, die verschiedene, durchaus kontroverse Lesarten eines Falls entwickelt, aus denen keine direkt handlungsleitenden Konzepte abgeleitet werden. Gleichwohl zeigen sich Anknüpfungspunkte zwischen Forschung und Praxis, was die Bedeutung einer biografischen Perspektive für Verstehens- und Reflexionsprozesse im Kontext von Sozialforschung auf der einen und psychosozialer Arbeit auf der anderen Seite anbetrifft: Es ist die gezielte Aufmerksamkeit für die biografischen Konflikterfahrungen von Menschen, für ihren lebensgeschichtlichen Eigen-

sinn und den oftmals verborgenen, biografischen Sinn sozialen Handelns in Institutionen, die zu sehr typisiertem Handeln auffordern, sei es als Insasse, in der Rolle von Klienten, von Patientinnen oder von Professionellen, deren biografische Erfahrungen ihr Handeln ebenso strukturieren wie das der ihnen anvertrauten Menschen.

Literatur

- Adorno, Th. W. (1970): Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In: Adorno, Th. W.: Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie. Frankfurt am Main, S. 7–62 [1955].
- Becker-Schmidt, R. (1994): Diskontinuität und Nachträglichkeit – Theoretische und methodische Überlegungen zur Erforschung weiblicher Lebensläufe. In: Erfahrung mit Methode. Forum Frauenforschung Band 8, hg. von Diezinger, A./Kitzer, H./Anker, I./Bingel, I./Haas, E./Odierna, S., Freiburg im Breisgau, S. 155–182.
- Bereswill, M. (2007a): Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit. In: Bedeutungsdimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit, hg. von Bereswill, M./Meuser, M./Scholz, S., Münster.
- Bereswill, M. (2007b): Fighting like a wildcat. A Deep Hermeneutic Interpretation of The Jack Roller. In: Theoretical Criminology, S. 469–484.
- Bereswill, M. (2006): Begrenzte Autonomie. Die biographische Erfahrung von Geschlossenheit zwischen Bindung und Bindungslosigkeit. In: DVJJ (Hg.): Verantwortung für Jugend. Dokumentation des 26. Deutschen Jugendgerichtstags vom 25.–28. September 2004 in Leipzig. Godesberg, S. 240–261.
- Bereswill, M. (2004): „The Society of Captives“ – Formierungen von Männlichkeit im Gefängnis. Aktuelle Bezüge zur Gefängnisforschung von Gresham M. Sykes. In: Kriminologisches Journal, 36. Jg., 2004, Heft 2, S. 92–108.
- Bereswill, M. (2001): „Die Schmerzen des Freiheitsentzugs“ – Gefängniserfahrungen und Überlebensstrategien männlicher Jugendlicher und Heranwachsender. In: Forschungsthema Strafvollzug. Interdisziplinäre Beiträge zur kriminologischen Forschung. Band 21, hg. von Bereswill, M./Greve, W. Baden-Baden, S. 253–285.
- Bereswill, M. (1999): Gefängnis und Jugendbiographie. Qualitative Zugänge zu Jugend, Männlichkeitsentwürfen und Delinquenz. KFN-Forschungsberichte Nr. 78, JuSt-Bericht Nr. 4, Hannover.
- Bereswill, M./Koesling, A./Neuber, A. (2008): Umwege in Arbeit. Eine biographische Längsschnittstudie zu den Tätigkeitserfahrungen hafterfahrener junger Männer. Baden-Baden.
- Bereswill, M./Ehlert, G. (1996): Alleinreisende Frauen zwischen Selbst- und Welterfahrung. Königstein/Taunus.
- Dausien, B. (2004): Biografieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, hg. von Becker, R./Kortendiek, B., Wiesbaden, S. 314–325.
- Erdheim, M./Nadig, M. (1991): Ethnopschoanalyse. In: Herrschaft, Anpassung, Widerstand. Ethnopschoanalyse Band 2, hg. von Blum, E.M., Frankfurt am Main, S.187–201.
- Goffman, E. (1961/1973): Asyle. Frankfurt am Main.
- Goffman, E. (1994): Interaktion und Geschlecht. Herausgegeben und eingeleitet von H.A. Knobloch. Frankfurt am Main/New York.
- Leithäuser, Th./Volmerg, B. (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung. Opladen.
- Liebling, A./Maruna, S. (Hg.) (2005): The Effects of Imprisonment. Cullompton, Devon.
- Lorenzer, A. (1988): Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: Kulturanalysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur, hg. von König, H.-D., Frankfurt am Main. S. 11–98.
- Sykes, Gresham M. (1958/1974): The Society of Captives. A Study of a Maximum Security Prison. Princeton, New Jersey.

Anschrift der Verfasserin: Prof. Dr. Mechthild Bereswill, Lützerodestr. 9, 30161 Hannover.